

Elisabeth List

Diskussionsbemerkungen zum Vortrag von Hilary Putnam über den Status der Sozialwissenschaften

Philosophie und Sozialwissenschaften – unter diesem Titel haben die Veranstalter zur Diskussion über den Vortrag von H. Putnam eingeladen. Zwei sich überschneidende Problemkreise sind damit berührt, und zwei Parteien zum Gespräch aufgefordert.

Ludwig Nagl hat Fragen aufgegriffen, die sich aus Putnams Vortrag aus philosophischer Sicht ergeben. Ich möchte es übernehmen, aus der Sicht der Sozialwissenschaften zu sprechen. Ich werde mich auf einige Äußerungen des Vortrags beschränken und fragen, welche Konsequenzen sich aus ihnen ergeben, im Blick auf die konkrete Tätigkeit der Sozialwissenschaftler(innen) als kulturelle und soziale Praxis, als Praktiken in einer konkreten Situation, und in einem ebenso konkreten sozialen, politischen, ökonomischen und psychischen Kontext.

Putnam beginnt seine Ausführungen mit einigen Bemerkungen zur Folklore wissenschaftlicher und anderer kultureller Tätigkeiten. Wie unter Literaten das Reden über das „Wesen“ der Literatur, unter Politikern über das „Wesen“ der Politik im allgemeinen, so sei unter Philosophen und Wissenschaftlern das Reden über die „wahre Natur“, das „Wesen“ der Wissenschaft ein weitverbreiteter Brauch. Ein Brauch übrigens, dem wir eben hier zu dieser Stunde auch folgen.

Putnam stellt zu Recht die Frage, ob solche Manifeste und Selbstdarstellungen mehr sind als ideologische Konstrukte. Und er bezweifelt, ob z. B. die Frage, wie weit den Sozialwissenschaften der Status „empirischer Wissenschaften“ zukomme, etwas wirklich Interessantes über die Sozialwissenschaften und ihre Praktiken zutagebringe. Denn hinter dieser Frage stehen, wie Putnam zeigt, heute längst unglaubwürdig gewordene Ansprüche eines doktrinären Empirismus und Materialismus. Es sei deshalb besser, sie einfach zu vergessen.

Dieser Einschätzung ist natürlich zuzustimmen, zumindest was den intendierten kognitiven Sinn der Frage betrifft. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß solches Reden über das Wesen, den Sinn und Wert von Wissenschaft nicht dennoch seine Funktion und Nützlichkeit hat. Denn ohne Zweifel erfüllten z. B. Ideologien des Szientismus und Rhetoriken der Wissenschaftlichkeit sehr wohl eine klar erkennbare politische und soziale Funktion. So läßt sich für den Fall der Soziologie behaupten, daß zumindest seit ihrer programmatischen Begründung als „positive Wissenschaft“ durch A. Comte der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit – ausdrücklich oder stillschweigend – mit einem intellektuellen und politischen Führungsanspruch verknüpft war. „Rationalität“ und „Nützlichkeit“, „Effizienz“ und „Verwertbarkeit“ wurden zu den wichtigsten Vokabeln in der Legitimation wissenschaftlicher Institutionen und Projekte. Das scheint mir der entscheidende Punkt zu sein, von dem aus die Frage nach der Leitbildfunktion der Naturwissenschaften zu stellen wäre: Warum hat sich das Vorbild naturwissenschaftlicher Methode und

Weltsicht im Prozeß der Institutionalisierung der Sozialwissenschaften so erfolgreich durchgesetzt, obwohl sich die Doktrinen des klassischen Materialismus als unhaltbar, als reine Ideologie entpuppt haben?

Die Vermutung liegt nahe, daß sich die Leitbildfunktion der Naturwissenschaften weniger aus bestimmten ihrer theoretischen Gehalte erklärt, die mittlerweile die Form starrer und überholter Doktrinen – also von Ideologien – angenommen haben, sondern aus bestimmten Handlungsmustern, die für die Formen naturwissenschaftlicher Weltaneignung charakteristisch sind.

Die neuen Naturwissenschaften waren tatsächlich nicht einfach nur neue Denkweisen, sondern im vollen Sinne des Wortes das, was Goodman „Weisen der Welt-erzeugung“ nennt.¹ Francis Bacon, der Propagandist der Neuen Wissenschaft, des Empirismus, des Experiments, wollte ausdrücklich die alten „logoi“ der Aristoteliker ersetzt wissen durch eine „Wissenschaft der Taten“. Seine „ars inveniendi“ war in erster Linie eine Anleitung zum wissenschaftlichen Handeln in Beobachtung und Experiment.²

Wie die neuen wissenschaftlichen Praktiken im einzelnen beschaffen sein sollten, darüber ist bei Bacon wenig Brauchbares zu erfahren. Seine Visionen vom Umgang des Wissenschaftlers mit der Natur ergehen sich in naturwissenschaftlich unergiebigem anthropomorphen Metaphern, die freilich einiges über die Kehrseiten des modernen wissenschaftlichen Habitus verraten. Endemisch ist in den Texten Bacons die Verwendung der Geschlechtermetaphorik in der Beschreibung der Beziehung zwischen dem (männlichen) wissenschaftlichen Geist und einer als weiblich, als Mutter oder Sklavin imaginierten Natur. Sogar das Bild der Folter meint Bacon bemühen zu müssen, um seine „Söhne“ darauf hinzuweisen, man müsse die Natur überlisten, um ihr ihre Geheimnisse zu entlocken, sie zu ihren Geständnissen zwingen.³

Es liegt mir fern, aus der Lektüre einiger Stellen bei Bacon gewissermaßen metaphorologisch ein Zerrbild dessen abzuleiten, was die Naturwissenschaften für die moderne Zivilisation tatsächlich, im Guten wie im Bösen, bedeuten. Eines ist auf jeden Fall von Bacon richtig gesehen worden: Der neue Wissenschaftler ist nicht nur Theoretiker, sondern stets auch Akteur, nicht nur „Denker“, sondern auch „Täter“. Für ein adäquates Verständnis der neuzeitlichen Wissenschaften ist es notwendig, sie als Teil einer Kultur, als ein System von Handlungen, als eine Form sozial organisierter und geplanter Aktivität zu begreifen. Es ist hinlänglich bekannt, daß die theoretischen Entwicklungen in den Naturwissenschaften eng verbunden waren mit ökonomischen bzw. technischen Interessen und Erfindungen. Gernot Böhme empfiehlt daher, die klassische Mechanik und die Physik allgemein als „Technikwissenschaften“ zu bezeichnen.⁴

Die Frage nach dem Status der Sozialwissenschaften im Verhältnis zu den Naturwissenschaften ließe sich demnach durchaus verstehen als die Frage, inwieweit ihre Orientierung an den Naturwissenschaften dazu diene, Projekten einer Sozialwissenschaft als Sozialtechnologie wissenschaftliche Legitimität zu verleihen, und wie dieser Sachverhalt, falls er zuträfe, zu bewerten sei. Hat Putnam solche oder ähnliche Probleme vor Augen, wenn er von

den Sozialwissenschaften als konkreten kulturellen und historisch kontingenten Praktiken spricht? Was überhaupt sind wissenschaftliche „Praktiken“? Putnam erinnert uns an Husserl und Wittgenstein: Die Physik, das Vorbild aller neuzeitlichen Wissenschaften, sei geleitet von denselben Interessen, die auch den begrifflichen Konstruktionen unserer Lebenswelt zugrundeliegen; und sie sei nicht mehr und nicht weniger eine Beschreibung der Wirklichkeit als unser alltägliches Reden über Farben, Bedeutungen, Wünsche oder Werte.

Damit ist, denke ich, sowohl über die Physik als auch über die Sozialwissenschaften in gewisser Hinsicht zugleich zuviel und zu wenig gesagt. Erstens zuviel, weil die Empfehlung, den wissenschaftlichen Diskurs als ein Sprachspiel unter anderen zu sehen, offenkundige Unterschiede überspielt; und zweitens zu wenig, weil der Verweis auf lebensweltliche Interessen zwar von grundlegender Wichtigkeit ist, aber noch nichts aussagt darüber, konkret welche lebensweltlichen Interessen es sind, die in wissenschaftlichen Praktiken, natur- oder sozialwissenschaftlichen, Gestalt annehmen, und schließlich, was auf dem Hintergrund dieser Interessen „gute“ wissenschaftliche Praktiken sind. Gerade diese letzte Frage aber ist ein wesentlicher Bestandteil wissenschaftlicher Sprachspiele.

Was sind gute sozialwissenschaftliche Praktiken? Solche, die gute Beschreibungen der sozialen Wirklichkeit liefern – und damit stellt sich auch für die Sozialwissenschaften unweigerlich die zweifache Frage nach den begrifflichen bzw. ontologischen Voraussetzungen und den epistemologischen, bzw. methodologischen Kriterien ihrer Beschreibungen, wie wenig sie sich auch durch einen Rückgriff auf bestimmte naturwissenschaftliche Methodologien oder eine überaltete materialistische Metaphysik beantworten lassen.

An dieser Stelle ist der Hinweis angebracht, daß in der Geschichte der Sozialwissenschaften Probleme der Theorie und der Begriffsbildung, und seit der Entstehung der empirischen Sozialforschung auch Probleme der Methodologie ohnehin Dauerthemen waren.⁵ Überdies haben sich Soziologen und Sozialforscher auch niemals damit zufriedengegeben, sich an philosophischen oder naturwissenschaftlichen Traktaten zu orientieren, sondern ihre Vorstellungen von Theorie und Methode sehr wohl aus der Reflexion ihrer eigenen Praktiken und ihrer Experten gewonnen.

Jedenfalls: Ontologische und methodologische Fragen werden, in welcher Form auch immer, für Sozialwissenschaftler ebenso relevant bleiben wie für Naturwissenschaftler, solange zumindest, als sie die kognitive Zielsetzung einer „Wissenschaft von der sozialen Wirklichkeit“ nicht grundsätzlich preiszugeben gewillt sind.

Was nun diesen Punkt betrifft, erweckt Putnams „theoriestrategische“ Entscheidung, die (wissenschaftstheoretische) Rede von Methode und erkenntnistheoretischer Validität durch die (diskurstheoretische) Redeweise über die Sozialwissenschaften als kulturelle Praktiken zu ersetzen, auf dem Hintergrund zeitgenössischer philosophischer Auseinandersetzungen bestimmte Assoziationen, die Putnam gewiß nicht intendiert: Man denkt an „Praktiken“ im Sinne Foucaults, und an jene Vielfalt heterogener Sprachspiele, die bei Lyotard an die Stelle

des suspekt gewordenen Rationalitätsanspruchs traditioneller Wissenschaft tritt.

Eine Wende zur Postmoderne in diesem Sinn kann man Putnam sicher nicht unterstellen, und die Schlußpassagen seines Vortrags deuten eine diskurstheoretische Position an, die irgendwo zwischen Habermas und Foucault liegen könnte, wenn es etwa heißt: „Unser Standpunkt ist der von Akteuren in einer unsicheren Welt und in einem unsicheren Moment in der Geschichte. Auch wenn wir ihn nicht gewählt haben, müssen wir ihn einnehmen – und zwar mit Verantwortung.“ Wie aber läßt sich dieser Appell in sozialwissenschaftliche Praxis umsetzen? Diese Frage läßt sich in aller Kürze nicht beantworten. Nur einige seiner Konsequenzen seien angedeutet.

1. Die Anspielung auf die „unsichere Welt“ und den „unsicheren Moment in der Geschichte“, in dem sich Praktiker(innen) der Sozialwissenschaften vorfinden, bedürfte einer Präzisierung. Es ginge also zunächst darum, den institutionellen und lebensweltlichen Kontext sozialwissenschaftlicher Betätigung eingehend und konkret zu beschreiben.

Es wäre vor allem im einzelnen zu zeigen, daß der sozialwissenschaftliche Diskurs am Schnittpunkt vielfältiger Handlungszusammenhänge liegt; daß er Kontingenzen in mehrfacher Hinsicht und in verschiedenen Dimensionen aufweist, einmal a) in der Dimension individueller Lebenszusammenhänge wissenschaftlicher Subjekte, b) auf der Ebene sozialer und institutioneller Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit innerhalb der „Scientific Community“, c) hinsichtlich verschiedener außerwissenschaftlicher, kultureller, ökonomischer, politischer Faktoren, die die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion auf vielfältige Weise beeinflussen, wie auch umgekehrt sozialwissenschaftliche Praktiken nachhaltig auf das gesellschaftliche Leben Einfluß nehmen oder einwirken.⁶

Dieser letzte Gesichtspunkt ist übrigens ein entscheidendes Moment für die „postempiristischen“ Theorien der Sozialwissenschaft: Die Feststellung, daß die Sozialwissenschaften Wirklichkeitskonstruktionen sind, daß sie nicht nur Vorstellungen und Ideen über die soziale Wirklichkeit erzeugen, sondern daß sie auch noch daran beteiligt sind, ihre Vorstellungen und Ideen Realität werden zu lassen. Auch dieses konstruktivistische Element ist in der von Putnam empfohlenen Rede von „sozialwissenschaftlichen Praktiken“ zumindest implizit enthalten.

2. Die empirische Erforschung der Realität sozialwissenschaftlicher Diskurse erlaubt nicht nur, ihre historischen, situativen und strukturellen Kontingenzen genauer zu erfassen. Sie bringt auch zutage, was m. E. das interessanteste Merkmal sozialwissenschaftlicher Praktiken ist: Sie manifestieren die enge Wechselwirkung, ja die Koinzidenz sozialer und kognitiver Prozesse im Umgang mit der sozialen Wirklichkeit. Ein einfaches Beispiel: Das Schreiben und Publizieren eines Artikels über Jugendarbeitslosigkeit erscheint in wissenschaftstheoretischer Betrachtungsweise als kognitiver Prozeß – ein Stück Wirklichkeit soll beschrieben und erklärt werden. Gesehen als kulturelle Tätigkeit an einem bestimmten Ort und zu einem bestimmten Zeitpunkt, ist sozialwissenschaftliche Arbeit zugleich ein reales Moment im Prozeß sozialer

Wirklichkeitsgestaltung. Sie erfordert daher eine duale Betrachtungsweise, die die kognitiven und sozialen Momente sozialwissenschaftlicher Praktiken in ihrem Zusammenhang reflektiert. Denn die in der Nachfolge von Th. Kuhn problematisch gewordene Trennung „interner“ und „externer“ Faktoren der Wissenschaftsentwicklung ist im Fall der Sozialwissenschaften nicht nur fragwürdig, sondern absurd: Die „externe“ außerwissenschaftliche soziale Wirklichkeit ist nämlich identisch mit dem *Gegenstand*, der durch „wissenschaftsinterne“ Begriffe und Methoden erfaßt werden soll.

Die enge Verflechtung „interner“, d. h. kognitiver, situativer und sozialer Faktoren in der Realität sozialwissenschaftlicher Praktiken führt aber nur dann zu Inkonsistenzen im Zusammenhang mit dem Rationalitätsanspruch der Sozialwissenschaften, wenn man diese ausschließlich an kognitiven, d. h. an Maßstäben reiner Zweckrationalität mißt. Eine Konzeption von Rationalität, die die normativen Momente kognitiver Praktiken noch mitreflektiert, wie etwa die Konzeption kommunikativer Rationalität von J. Habermas,⁷ könnte sehr wohl Auskunft darüber geben, worin die Verantwortung besteht, die Sozialwissenschaftler als „Praktiker“ zu übernehmen haben. Diese Auskunft hätte die ethisch-normativen und kognitiven Wertorientierungen wissenschaftlicher Diskurse ebenso zu thematisieren wie die Beschränkungen, denen ihre Realisierung im Kontext historisch gegebener Rahmenbedingungen unterliegt.

Anmerkungen

- 1 Goodman, Nelson: *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt 1984
- 2 Rossi, Paolo: *Francis Bacon. From Magic to Science*. London 1968, S. 24f.
- 3 Keller, Evelyn Fox: *Baconian Science. A Hermaphroditic Birth*. In: *The Philosophical Forum*, Volume XI, Nr. 3 (1980), S. 299–309
- 4 Böhme, Gernot: *Naturwissenschaft als Technik oder die Frage nach einem neuen Naturbegriff*. In: *Zeitschrift für Didaktik der Philosophie*, 1981/4, S. 187–196
- 5 Aus der Fülle der Literatur zu diesen Themen seien Talcott Parsons und Edward Shils (Hg.): *Theories of Society. Foundations of Modern Sociological Theory*, New York 1961, und Wolf Lepenies (Hg.): *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, 4 Bde., 1981, genannt.
- 6 Dazu Elisabeth List: *Alltagsrationalität und soziologischer Diskurs*, Frankfurt 1983, Kap. VII, S. 113–141
- 7 Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde. Frankfurt 1981

DIE ÖSTERR. LUDWIG WITTGENSTEIN GESELLSCHAFT

veranstaltet das

11. INTERNATIONALE WITTGENSTEIN SYMPOSIUM

IN DER ZEIT VOM 4. AUGUST — 13. AUGUST 1986
IN KIRCHBERG/WECHSEL, Niederösterreich

Neuere Entwicklungen in der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie

1. Wittgenstein: Sein Beitrag zur Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie.
2. Sprache und Erkenntnis — Erkenntnistheoretische Grundpositionen
3. Philosophie der Mathematik
4. Methodologische Probleme in den Wissenschaften
5. Theorien des wissenschaftlichen Fortschrittes

Angeschlossen ist:

„Digitale Intelligenz. Von der Philosophie zur Technik“

Ein Symposium zu Ehren von Kurt Gödel (1906 — 1978)

Als Teilnehmer werden u. a. erwartet: W. Balzer (München), J. M. Bochenski (Fribourg), M. Bunge (Montreal), W. K. Essler (Frankfurt), A. G. Gargani (Pisa), G. Guttman (Wien), B. Kanitschneider (Glessen), G. Kreisel (Stanford, Wien), L. Krüger (Berlin), W. Leinfellner (Lincoln), B. F. McGuinness (Oxford), A. McIntyre (Oxford), D. Miller (Coventry), P. Mittelstaedt (Köln), M. E. Moravcsik (Stanford), E. Morscher (Salzburg), C. J. Nyiri (Budapest), C. D. Parsons (Boston), R. Penrose (Oxford), R. Thom (Paris), P. Weingartner (Salzburg). (Weitere Zusagen werden erwartet.)

Personen, die auf dem Symposium ein Referat halten wollen (Referate für die Sektionen 2 — 5 müssen nicht mit Wittgensteins Philosophie in Verbindung stehen), werden gebeten, sich entweder an die Österreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft, per Adresse Dr. Adolf Hübner, A-2880 Kirchberg am Wechsel, Markt 234, Österreich, Tel. 0 26 41 / 22 80, oder (bis 1. April 1986) an Prof. Werner Leinfellner, Department of Philosophy, University of Nebraska, Lincoln, Ne 68588, USA, zu wenden. Formblätter für die Kurzfassung des Vortrages werden zugesandt. Annahmeschluss für Kurzfassungen ist der 31. Mai 1986.

Eine Verständigung über die Annahme eines Vortrages erfolgt bis spätestens 1. Juli 1986. Konferenzsprachen sind Deutsch und Englisch.

Anfragen und Anmeldungen zur Teilnahme sind erbeten an Dr. Adolf Hübner (Adresse obenstehend). Anmeldeformulare und weitere Informationen werden zugesandt. Anmeldeschluss ist der 30. Juni 1986. Die Konferenzgebühr beträgt 65 1200,—, für Studenten 65 400,—.

Bankverbindung: Raiffeisenkasse Kirchberg am Wechsel, Konto Nr. 10611